



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

B., K.: Dichtende Frauen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Schleswig und Holstein für sich," erhalte er umgehend die Antwort: C'est bien! Das wisse er, und könne dafür bürgen.

In höchster Verlegenheit ging der König im Zimmer auf und ab. Am Ende blieb er vor dem Herzog stehen und verlangte als Preis für Preußens Beitritt zu dem Bunde Hannover! (Sein Verstand sagte ihm, daß ein König von Preußen solche Anerbietungen nicht ablehnen darf; aber er hat nicht die Entschlossenheit, etwas zu wollen und zu wagen, und möchte gern aus dem Handel kommen, ohne daß er zu Thaten gezwungen werde, und ohne daß man ihm nachsagen könne, er habe abgelehnt; da verlangt er mit Berechnung etwas unmögliches, damit sich die Sache zerschlägt!)

Darauf gab es natürlich keine Antwort. Diese Forderung konnte gar nicht nach Paris und London gemeldet werden. Später fragte dann der König durch den Telegraphen in Petersburg an, was er antworten solle!

Der Herzog giebt zu verstehen, daß die Welt alle diese Dinge dereinst sehr genau erfahren werde, d. h. daß er Memoiren schreibt.

(Schluß folgt)



Dichtende Frauen



ein Gott! Wie ernst doch die Frauen die Liebe nehmen! Dieses Wort schnappte ich jüngst an einem Tische wohlweiser Politiker auf, der in meinem Junggesellenspeisezimmer allabendlich zwischen der sechsten und zehnten „Halben“ die soziale Frage zu lösen pflegt. Weiß Gott! meinte mein Freund und Leidens-, wollte sagen Speisegenosß, weiß Gott, das ist einmal eine politische Bemerkung! Die erste, die man von da drüben gehört hat.

Mir fiel diese politische Bemerkung wieder ein, als ich jüngst den Stoß Bücher durchsah, die der Zufall, wenn es einen solchen giebt, auf meinem Schreibtisch zusammengeweht hatte. Fein broschirte, aber doch recht stattliche Bändchen! Lauter Verse! Höchst unpolitisch. Lauter Frauenzimmerverse! O weh! Und natürlich lauter Liebe? Natürlich lauter Liebe! Wo steckt da die Politik?

Ich weiß nicht! Aber mir ist vor diesen Druckseiten ohne Zahlen, ohne fettgedruckte Parteischlagwörter und parlamentarische Zwischenrufe politischer zu Mute geworden, als vor zehn Bänden Reichstagsverhandlungen und hundert Jahrgängen „begründet von Eugen Richter.“ Was heißt das, wenn Frauen dichten? Zunächst nichts weiter, als daß sie Verse machen, wie ein Manns-

bild auch. Natürlich um dem das Geschäft zu verderben? In Versen? Ich glaube nicht. Dann stricken sie lieber Romane. Nein! Wenn Frauen dichten, andauernd und mit Vorbedacht dichten, nicht etwa im Flügelkleide, als Backfisch fürs Tagebuch oder das Stammbuch der Freundinnen, dann pflegt das seine ganz besondern Gründe zu haben. Nun mehren sich die dichtenden Frauen in unsern politischen Zeiten ganz unverhältnismäßig und in immer steigender Progression. Also müssen sich doch auch die ganz besondern Gründe in immer steigendem Maße geltend machen. Da wage ich denn zu behaupten, daß diese Gründe, die Gründe für eine so unpolitische Thatsache, in hohem Maße politisch sind.

Ich rücke nicht mit der Statistik ins Feld. Ich glaube nicht, daß diese moderne Wissenschaft — ihre moderne Exaktheit in allen Ehren! — unter den Hilfswissenschaften der Politik sonderlich im Vordergrunde stehe. Die Millionen Frauen, die Deutschland den Männern über hat, imponiren mir gar nicht. Ich glaube nicht, daß sich meine dichtenden Frauen darunter befinden. Dieser weibliche Überschuß, der keinen Mann bekommen kann, weil streng arithmetisch keiner für ihn da ist, geht uns gar nichts an. Wenn er nicht bloß auf dem Papier steht, wenn er wirklich lebt und atmet, so möchte wenigstens ich nichts mit ihm zu thun haben. Daß die Statistik keinen Mann für sie hat, daran liegt es nicht, wenn die Frauen heutzutage so viel dichten. Im Gegenteil, ich möchte eher behaupten, daß es daran liege, daß die heutige Gesellschaft keine Frauen für die Männer hat, sondern Frauen „an und für sich.“ Was das für Wesen sind, werden wir gleich sehen. So viel steht fest, daß unsre Zeit die Tendenz hat, die Frau aus der Welt zu schaffen, wohlverstanden die fräuliche Frau, die Frau für den Mann. In absehbarer Zeit wird man die letzte zu Grabe getragen haben, die letzte Edle, die uns mit Verständnis das Vesperbrot zu streichen verstand und uns mit unpolitischen Kopfnüssen empfing, wenn wir mit zerrissenen Unausprechlichen nach Hause kamen. An ihre Stelle tritt das politisch reife Weib, die Frau „an sich,“ die Frau, die hoch über allen „Butterbröten“ Verständnis für die „Fragen ihrer Zeit“ hat oder vielmehr „besitzt.“

Die Dichtung, man mag in Statistikerkreisen so übel von ihr denken, wie man will, zeigt dennoch für die Messung gewisser Erscheinungen am Gesellschaftskörper einen unbestreitbaren, durch nichts zu ersetzenden Wert. Diese Erscheinungen betreffen nichts geringeres als das jeweilige Allgemeinbefinden der Menschheit. Die Dichtung ist eine Art Gradmesser dieses Allgemeinbefindens. Sie ist ein untrüglicher „Pulsometer“ für die jeweilige Grundstimmung der Menschheit, ihr Glauben und Wünschen, Hoffen und Meinen. Daß nun Frauen dichten, ist sonst eine Ausnahme. Es ist kein Zeichen politischen Wohlbefindens, wenn es wie heute Regel wird, wenn das „Ewigweibliche“ so stark mitschwingt beim Ausdruck des stürmisch wechselnden Menschheitsgefühls. Das Weib soll

den klaren, reinen Grundakkord darstellen, in dem sich jene auf- und abwogenden Harmonien immer wieder auflösen. Sie ist von Natur Empfängerin des Gedichts. Sie ist „die Ruh, der Friede mild, die Sehnsucht sie, und was sie stillt.“ Die Dichterin dagegen ist kein beneidenswertes Geschöpf. Sie ist aus ihrer Natur herausgeschleudert. Der kalte, unfruchtbare Lorbeer wird ihr nie erlesen, was sie aufgibt. Arme Sappho!

Maria Janitschek halten wir für keine Sappho.*) Oder höchstens für eine Sappho des Zeitungszeitalters. Das ist ein gar wunderliches Gemisch von eigentümlich barocker Art. Aber vor allen Dingen, diese Dame thut uns leid. Sie muß sich sehr unglücklich fühlen. Denn etwa anzunehmen, daß sie bloß „so thue,“ weil es ihr gut steht, verbietet uns doch das unumstößliche Vertrauen auf alles, was so unpolitisch ist, Verse zu machen. Ihre Dichtung ist ein „nächtiges Elend.“ Ihr Herz kann nicht schlafen und weint. Die Dichterin sitzt auf dem Bettrand und beginnt zu singen, wie Mütter ihr krankes Kindlein zum Schlummer bringen:

Wer mich singen hört, muß weinen,
 Vergißts sein Lebtag nicht.
 Das sagte ein alter Bettler
 Mit schauerndem Angesicht,
 Und entfloß von meiner Thür,
 Entfloß . . .

Armes Kinderherz, das einem alten Bettler solchen Schauer einflößt, daß es entflieht! Sitze an deinem Bettrand eine liebe, gute Mutter, dein „wildes, zerströmendes Schluchzen“ wiehe minder elenden Tönen. Die Dichterin ängstigt sich sogar für die armen Wesen, die uns möglicherweise unentstanden, unverstanden in einer vierten Dimension umschweben und ihre Unkörperlichkeit traurig empfinden. Sie hat viel von ihnen zu leiden, wie sie in den Strophen berichtet, die „Unbegriffnes“ überschrieben sind, mit folgendem sehr begreiflichen Eingang:

Mein Geist war müd vom vielen Denken,
 Vom langen Sichinsichselbstversenken [!],
 Warf die Feder weg, trat aus dem Haus,
 Wohin, war mir gleichgiltig, nur hinaus.

In der That, in diesen Gedichten wird unheimlich viel gedacht. So viel und so unheimlich, daß man mitunter fast versucht wäre, zu wünschen, die Dichterin möchte lieber erst dann dichten, wenn sie gedacht hat. Was denkt es nicht alles, das gute Mädchen „Sela,“ offenbar die „Seele,“ die mit des Psalmisten „Sela“ beileibe nichts zu thun haben will! Dem lieben Ding ist „das Röckchen zu kurz geworden,“ so erklärt das erste Gedicht. Papa und Mama wollen ihr kein längeres anschaffen. Backfisch will sie nicht mehr

*) Gesammelte Gedichte. Stuttgart, Union. Zweite, vermehrte Auflage.

bleiben. Flugs läuft sie mit Nami, ihrem Herzaallerliebsten in die weite Welt, um Studien in der vergleichenden Religionswissenschaft zu machen. Wer „Nami“ ist, wissen wir nicht. Der Religionslehrer keinesfalls. Er stirbt an Entkräftung, und kein Glaube kann sie, die Entkräftete, darüber trösten, nur das Wort eines „alten — entkräfteten — Weisen ihres Stammes,“ das gleichwohl fett gedruckt ist:

Es flieht die Seele
In der Scheidung Stunde in den Busen
Des von ihr am meist geliebten Menschen.
Erdwärts ist ihr Himmel, und je treuer
Du des Toten denkst, um so viel höher
Sind die Wonnen seines Himmelreiches.

Und nun denkt Sela, denkt zum Hinwerden, ja zum „Zerschmettertworden,“ um in ihrer Ausdrucksweise zu reden. Aber sie denkt an alles andre, nur nicht an ihren armen „Nami“; Nami müßte denn die Verkörperung von allem möglichen und noch einigem andern sein, ein Allerweltstausendstausend, vielleicht der Gedanke in höchstteigener Person. Sie denkt, wie es dem Cäsar zu Mute ist, wenn er die Lust verspürt, einmal inkognito über die Friedrichstraße zu gehen, was sicher sehr schwer möglich ist. Sie denkt, was sich Semiramis denkt, da sie einem unverheirateten jungen Manne einen einsamen Besuch macht, um ihn zu überzeugen, daß „das reine Weib der heiligen Sonne gleicht,“ der „goldnen Schwester von Semiramis.“ Ja sie denkt sogar, was „Jehovah“ nicht denken kann, daß es denkbar ist: nämlich, daß einer ist, der da „ist wie er.“ Es ist natürlich ein junger Mann

von Antlitz schön gleich jenen,
Die frevler Stolz einst aus dem Himmel stürzte.
Geheimnisvoll verwirrenden Zauber strömt
Sein gleißend Schlangenaug auf die Geister.
Triumph ist seine Sprache.

Er stellt sich vor. „Ich heiße Wahn.“ Seine gesellschaftliche Stellung: „Welterhalter.“ Jehovah läßt sich die Belehrung gefallen, daß er bisher mit Unrecht gedacht hat, mehr zu sein als simpler „Weltschöpfer.“ Sela denkt eben weiter, als Jehovah denkt.

Es ist gar kein Wunder, daß eine junge Dame, die so viel denkt, auch viel „begreift.“ Sie „schaut die Gottheit, ehvor sie der Vernichtung sich vermählt, kraft unsers Glaubens Verheißung.“ Wem verheißt denn dieses Schauen unsers Glaubens Verheißung? Ach, das gehört ja nicht hierher. Also sie schaut, „verhüllt weinend sich bei jenem Anblick“

und

Die Sterbliche — begriff.

Was begriff sie denn? Hören wir ihre Mahnung:

O Kinder, seid gehorsam
 Und gut, nur um des Guten willen, denn
 Ich sage euch, kein Lohn harret eurer [rer!!] dort.

Doch nicht immer wird es uns so leicht, zu sagen, was sie „begriff.“
 Was z. B. die „Zweifelnerin“ begriff, als

Weißer Dämmerung
 Lag auf der Erde,
 Alles war unsichtbar
 Und eingehüllt,
 Wie in den Odem
 Eines mächtigen Mundes [!]

das wissen wir nicht zu sagen. Sie sieht, wie „ein sinnender Mann »menschen-gestaltig« zertritt im Weiterwandeln das winzige Sternengewimmel, das seine strahlenden Fersen umdrängt.“

Ein Schrei drang empor,
 Das Weib sank
 Auf seine Stirne
 Und betete an
 Und — begriff . . .

Si nun! Sie ist ja, wie wir schon wissen, in so engem Verkehr mit dem „Unbegriffnen.“ Sie wirds schon begreifen. Wir begreifen manches nicht in diesen Gedichten. Da ist z. B. eine Rechtfertigung, nein doch! eine Apotheose des Kindesmords, die uns nicht bloß juristisch unhaltbar dünkt. Was fiel dieser „Myrrha“ ein, deren „kühn gewölbte Brust in sorgenloser Majestät hinatmet,“ obgleich ihr eben gebornes Kind „aus Mutterliebe — starb,“ was fiel diesem ionischen Mitgliede der Zbsengemeinde ein? Ihr Herr Gemahl trinkt einmal über den Durst, sie wittert einen ihr unsympathischen „Duft, der seinem Haar entströmt,“ und deshalb gleich Kinder morden, dem „Gefeg der Vererbung“ gleich vorbeugen? Bitte, Gnädige, das ist doch stark! Trotz des mildernden Zbsenparagraphen (allgemeine Ideenverwirrung und Gefühlsverrohung aus krankhafter Affektation), das ist stark! Hier hören wir lieber auf, mit Ihnen zu empfinden. Sie scheinen uns ein wenig grausam zu sein. Nach einem andern Gedichte ist „Weibes-schönheit“ nur da, damit sie genossen und dann zerstört werde, und zwar gleich durchs Messer wie bei ***

Er jauchzte weinend:
 Götter Dank! Die Form ist euch gerettet!

Es ist ein wahres Glück, daß Sie dem weiblichen Geschlechte anzugehören scheinen. Bei einem Manne würde solch ein Gedicht in unsrer Zeit die schlimmsten Verdachtsgründe aufregen. Sie schildern auch die Vaterlands-liebe. Die kann nach Ihnen durch nichts ausgelöscht werden. „Da giebt's nichts!“ (S. 120). Sehr schön! Aber müssen Sie sich denn gerade diesen „Aurel“ zum Exempel wählen, dem Sie erst die Augen ausstechen,

dann Arme und Beine abschneiden lassen, damit er sich als grauenhafter Stumpf aus der Verbannung ins Vaterland zurückwälze, wo ihm endlich „des Königs heilige Majestät“ in „brünstiger“ Anerkennung den Kopf abschlägt? Sie schildern das Gattenglied eines Künstlerpaares — „sie waren Kinder“ —, das nach Jahresfrist verhungert. Und dabei war die Magd auch noch so eine schlechte Person, immer „listig lächelnd“ ihr Marktgeld zu verlangen, während die Frau Kunstmalerin bei ihrem Gemahl „im mattgedämpften Purpurlicht plaudernd und phantasierend“ saß. Die Magd scheint mir nicht so grausam. Warum kümmert sich die Frau nicht um ihre Wirtschaft? Warum „schafft sich“ Clemens gleich „ein reizend Atelier“ mit Purpurlicht und wohnt nicht lieber einige Zeit etwas einfacher? Warum zeichnet er nicht einige Zeit Illustrationen, bis er „Böcklin“ wird? Nein, das „Kind“ ist zu vornehm, und Clemens porträtiert nicht einmal, er hält schon das für unter seiner Würde. Wir hatten bisher angenommen, daß es einen solchen kind—lichen Künstler, der unter solchen Umständen heiratet, gar nicht gebe. Daß Sie uns mit ihm bekannt machen, noch dazu als mit einem Mustergatten, halten wir für grausam.

Sappho hatte den Vorzug, keine modernen „Revue“ zu lesen, sie blieb verschont von Litteraturgeschichtssimpelei, zu ihrer Zeit gab es keine Zeitungen. Sappho hatte also unstreitbar im „Milieu“ viel vor Maria Sanitschek voraus. Aber selbst ein du siecle in Berlin, München, Stuttgart oder Leipzig würde es Sappho vorziehen, nicht Maria Sanitschek zu sein. Sie würde sich zu gut fühlen, bloß so ein Zeichen der Zeit zu sein, wo „die Frauen dichten.“ Sie würde dieses fieberhafte Sichemporarbeiten zu verrückten und verzweifelten Ideen als traurig, ja als unheimlich empfinden. Sie würde milde lächeln, wenn diese „wahnsinnhaftige“ Geistesüberhitzung mit einemale durch ein Wort aus dem Salon, dem Toilettenzimmer, ja dem Tageblättchen unterbrochen wird. Sie würde Bildungen wie „ehvor,“ „reglos,“ „wahnsinnhaftig,“ „Greisheit,“ „Bagnis“ u. dgl. nicht überflüssig häufen. Aus ganz bestimmten Gründen nicht. Sie würde Eva nicht „ein Geschöpf mit langer, goldner Mähne“ nennen, „weit schöner als des Leuen schlankes Weib, des Tigers buntgesprenkelte Genossin.“ Sie würde der Nacht zu viel Ehrfurcht oder Grauen, vornehmlich zu viel Anschauungskraft entgegenbringen, als daß sie sie, unter welchen Umständen es auch sei, die „Hündin Gottes“ nennen könnte. Nein, „da giebt's nichts.“

Ergreift uns bei dieser äußersten Erscheinungsform der dichtenden Frau in besonders starkem Maße das bange politische Gefühl, das wir in der Einleitung erörterten, so wird dies etwas gemildert durch eine poetische Bekanntschaft, wie die Heribertas von Poschinger. *) Sie hat aber offenbar Hin-

*) Lieder der Waldfrau. München, Alberts Separatkonto, 1893.

neigung zu dem Wesen ihrer „starkgeistigen“ Schwester in Apoll. Auch sie fühlt sich nicht sonderlich wohl in diesem Sammerthal und giebt dem alsbald etwas unverhältnismäßigen Ausdruck. Das Bild vom Herzen als „krankem Kinde“ kehrt hier bedeutsam für die Frauendichtung wieder (181). Die „Erkenntnis“ (177), die sie sich aus dem Leben abgezogen hat, ist die denkbar finsterste. Sie beklagt das an ihrer Mutter Grab an ihrem Geburtstag (189). Sie kann es nicht ändern. Die Mutter wenigstens ist nicht schuld daran. Zwei rührende Blätter (153 f.) gelten diesem großen Verlust ihres Daseins. Die Beziehung auf freudlose, abgestorbne Einsamkeit kehrt mehrfach wieder, zuweilen rein in einem Bilde, wie in dem der Dichterin augenscheinlich vertrauten von dem im Rodeland vergessen stehen gebliebenen Eichbaum. Gedichte wie „Nirgends“, „Am Kreuz“ vervollständigen diese Bekenntnisse nach Seiten der Heimat und der Erlebnisse des Herzens:

Am Kreuz im Walde geh ich jetzt
Vorbei mit müden Schritten.
Ich hab für nichts zu danken mehr
Und nichts mehr zu erbitten.

Das liebende Weib mag immerhin am Kreuze flehen, ein treuloses Herz ihr wieder zuzuwenden. Muß sie denn deshalb aber gleich vom „Fluch der Liebe“ sprechen, wenn es ihr versagt ward, und nun bloß noch eins vom Kreuz erflehen: „die Kraft zum Hassen“ (105)? Das sind doch, so gestellt, nur billige frauenhafte Antithesen. Im ganzen versöhnt doch hier die Beschränkung auf den Gefühlsausdruck des eigensten Erlebens und das mitunter wohlgelungne Stimmungsz- und Traumbild. Die Überschreitung dieser Grenzen ist glücklicherweise nicht häufig. Die Totenklagen um den unglücklichen Baiernkönig kann man dem Landeskinde wohl nachempfinden. Aber was sollen noch so gut gemeinte soziale Drohz- und Mahnrufe, wenn sie in einem schiefen Bilde ausgedrückt sind, wie in „Almosen“ (71), oder nichts sagend, wie in den „Phylister“ (160), oder gar lächerlich, wie bei der in „der Christin Sohn“ lediglich verliebten „Jüdin“ (129)!

Um wie viel sonniger geben sich diese poetischen Lebensbilder bei Angelika von Hörmann,* einer Dame, die freilich den Altersdurchschnitt der „Moderne“ schon überschritten zu haben scheint; sie spricht wenigstens in einem „Rückblick“ von „längst verrauchten Jugendtagen.“ Aber so gar lange kann es doch nicht her sein. Denn selten ist uns in letzter Zeit etwas gleich Frisches, Ursprüngliches, naiv Umfassendes begegnet, als diese lieblichen und anmutigen Lieder. Der Frau auf all ihren Lebensstufen, vom Kinde bis zur liebenden Jungfrau, von der jungen Mutter bis zur leiderprobten Matrone wußte ich kein freundlicheres, vertrauterer poetisches Brevier als dies im besten

*) Neue Gedichte. Leipzig, Liebeskind, 1893.

Sinne frauenhafte Büchlein. Man hat doch sonst eine leise Scheu, wenn eine Frau ihre Liebesempfindung, zumal ihre glückliche Liebesempfindung ausspricht. Wer denkt da nicht an die weit lohnendere Sprache, die dem Frauenmunde dann zu Gebote steht! Wenn es aber so munter, wechselvoll und in sich selbst vergnügt zum Ausdruck kommt, wie in diesen „Mädchenliedern,“ so kann es selbst den verbissensten Misogyn mit fortreißen. Man schlage auf, wo man will:

Was ihm an mir gefallen mag?

Zur Kammer schleich ich oft im Tag,

Schieb vor die Thür den Diegel

Und schau in meinen Spiegel.

Warum erwähnt er nicht die Noß?

Bin eine schlechte Blume bloß,

Und nimmer wills mir glücken,

Mich also hold zu schmücken.

Doch eine Bier ist mein fürwahr!

Die Schönste wär ich aus der Schar,

Stünd all mein treues Lieben

Im Antlitz mir geschrieben.

Seit du mein Liebster worden,

Bin ich der Sorgen bar,

Ins Buch des Herzens schreib ich

Ein seliges Neujahr.

In hoher Lust erglüht mein Sinn,

Stolz meine Blicke gleiten,

Mir ist, als sollt ich schreiten

Gleich einer Königin.

Wie fröhlich kann ich schaffen,

So lang die Sonne blinkt!

Wie süß im Schatten ruhen,

Wenn spät sie niedersinkt!

Und schließt mein müdes Aug sich sacht:

Das Kindlein in der Wiegen

Kann nicht so wohlilig liegen,

Als ich die ganze Nacht.

Das sind bekannte Klänge. Doch wem erfreuen sie nicht aufs neue das Herz! Wie klingt das leicht und frei heraus, welcher Musiker hört es nicht sofort in Tönen? Was persönlich daran so gewinnt, das ist die durch das ganze Buch verbreitete Gewähr von dem fröhlichen Walten und Schaffen der Dichterin als Frau. Sie spinnt nicht eitel litterarische Fortschrittsfäden, sie grübelt nicht unnützlich über halb erfaßten Ideen, sie giebt sich nicht müßig tausend Schmerzen hin. Nein, sie regt ihre Hände, und überall begleitet uns durch diese freundlichen Aufzeichnungen das Bild eines wackern, geschäftigen Geistes. Auch sie hat wohl ihren Jugendroman gehabt, der nicht so ausging wie die in der

Gartenlaube. Aber sie schreibt still das Gelöbniß der Versöhnung mit den Mächten des Schicksals mit einem Kusse auf die Wangen ihres Kindes. Auch der tiefste Schmerz der Mutter bleibt ihr nicht erspart. Sie begräbt ihr Kind und „inmitten heitrer Tage, wenn die Lust aufschäumt in Wogen,“ fliegt ihr ein Schatten an, mahnt sie der Ton aus ferner Zeit, faßt sie „einsam in dem frohen Schwarme Sehnsucht nach der Stimme, nach dem Druck der kleinen Arme.“ Aber sie fühlt auch den Heroismus der Mutter, die ihr Kind freudig dem Kampfe gegen alle finstern Mächte des Lebens weihet und den Sohn lieber tot als feig sähe. Was sie sich freilich unter diesem Kampfe vorstellt, erschöpft ihn wenig in seiner unendlichen Vielgestaltigkeit. „Daß um die kleinste der Sekunden du nicht verziehst den Gang der Zeitenuhr!“ Damit ist der Welt wenig gedient, die doch allzeit nur zu gut weiß, was die Glocke geschlagen hat und schließlich froh ist, wenn die ersehnte nächste Stunde nicht schlechter abläuft als die vergangne. An solchen Punkten zeigen überhaupt unsre Dichterinnen, die frauenhaften und — die andern, sehr deutlich die Grenze, wo die weibliche Natur aufhört, den Mann auf seinen Geisteswegen zu begleiten. Eine Erscheinung, die hier so sicher ihren Standpunkt wählt und so angemessen auch über ihren Bezirk hinaus zu vertreten weiß, wie die schwäbische Dichterin Fsolde Krug, ist sehr selten. Doch selbst die Allgemeinheiten, der minder bestimmte, dafür aber um so vollere Ausdruck in der Aussprache solcher Gefühle stehen der Mutter schön, die den Sohn statt ihrer in den Lebenskampf schickt.

Die Heimat der Dichterin ist Tirol. Neben der von Jahrhunderten her dort heimischen frischen Sangesfreudigkeit ist auch die Wehr gegen den „Zwang der Rutte“ dort zu Hause, die hier so mild und klar wie möglich zum Ausdruck kommt in der Anrede an die beiden Mönche, den alten und den jungen, „auf Kloster Gauenstein“:

Dir ward der Friede, denn du hast gelebt,
Weit hinter dir liegt Erdenleid und Wonne:
Von keinem Wunsch die müde Brust durchbebt,
Harrst du des Niedergangs der Lebensjonne.

Du aber, Jüngling, in der Rutte Zwang,
Mit finst'rer Brau' und herb geschlossenem Munde,
Der du am Kreuzbild kniest in heißem Drang,
Zu flüchten vor dem Sturm im Herzensgrunde —

Du schüttle kühn von dir das härene Kleid,
Zu kräftiger That den schlaffen Arm zu stählen;
Nicht Ruh ist's, die von Schmerz und Groll befreit,
Nur Arbeit ist Arznei für wunde Seelen.

Gelegentlich geht die Unterordnung dieser arbeitsfrohen Natur unter die Riesenmaschinerie unsrer Gesellschaft, wo sie sich „unmerkbar fast die kleinste Schraube“ zu sein bescheidet, ein wenig zu weit. Wir folgen ihr lieber durch

Haus und Straße, ins Gesellschafts- und Krankenzimmer, wo sie in Weltgewühl und Einsamkeit stets ganz und stets nur sie selbst ist, mit hellem Auge die Mißstände des Lebens erfassend und mit gutigem Herzen einfältig schlichtend. Vern denken wir uns solche Geister als ihre Berater und Tröster, wie sie hier in dankbaren Strophen als wahre Genien dieser weiblichen Dichtung gepriesen werden, Walthar, Händel, Goethe.

Neben Angelika von Hörmann steht Alberta von Puttkamer*) wie die Dame der großen Welt neben der schlichten Hausfrau. Wenn man den Gegensatz von Kunst- und Naturpoesie, der freilich wie die meisten Unterscheidungen immer etwas schiefes hat, hier anwenden wollte, so wäre Frau Alberta die Kunsstdichterin. Sie hat sich ein weltmännisches Motto des Platonischen, besser des Xenophontischen Sokrates ausgelesen: „Sprich, damit ich dich sehe.“ Sie zeigt eine hohe Bildung. Quintilian, Tasso, Alfred de Musset, St. Beuve, Taine sind ihre Gewährsmänner. Sie besingt Sapphos Liebesleid in der sapphischen Odenform und giebt über zwei Gedichten das Maß der Alcäischen Strophe mit allen Lizenzen trotz einem antiken Metriker. Überschriften wie „Fisdur,“ „Nocturno,“ „Herbstakford“ weisen auf die Musikbediffene hin. Solche Bildung giebt sich weder aufdringlich, noch verworren, noch gar überspannt. Was die Dichterin vorbringt, ist durchdacht, klar, korrekt. Die Frau von Geist gewinnt ja dadurch, aber die Dichterin büßt doch gelegentlich etwas an Wirkung ein. Verse wie die mit der Aufschrift „Dennoch pessimistisch“ und „Idealismus und Realismus“ berühren selbst unter der epigrammatischen Rubrik mehr wie gereimte Debatte. Auch in historischen Gedichten, in der Schilderung erinnern Wendungen wie „Das Rom des Nero,“ Stereotypen wie der „wilde Tag“ (zweimal hinter einander S. 11 und 13) an Vortrag und Essay. Unter dieser Einschränkung aber besitzt die Dichterin die Kunst, lebhaft, ja glänzend zu schildern und dabei durch energische Rhythmik und tönende Worte zu erregen. Da ihr Weltgeschichte und Weltliteratur geläufig sind, so fehlt es ihr nicht an bedeutenden Vorwürfen, unter denen uns der am längsten ausgezogene „Nero weint“ (nämlich über den Heldennut einer christlichen Märtyrerin, die sich vor seiner Liebe unter die Bestien des Zirkus rettet) freilich am wenigsten die Kosten der poetischen Ausgestaltung zu decken scheint. Die Heilslegende selbst gewährt ihrem christlichen Sinne reinere und reichere Motive, und hier bietet sich ihr ein schön gewendetes Symbol wie „Jesus am Dornbusch.“ Das Parabolisch-Lehrhafte ist natürlich die hervorstechende Seite ihrer Poesie. Sie findet ihren Ausdruck in tiefsinnigen, wenn auch gelegentlich (wie im „Mysterium“) etwas weitläufigen „Gesängen.“ Auch das Kinder- und Hausmärchen, wie die landschaftliche (elsässische) Sage weiß sie in diesem Sinne zu wenden. Daneben

*) Akorde und Gesänge. Straßburg, Feis, o. J.

verraten „Reiterlieder,“ bei denen uns aber der Ausdruck der Liebesempfindung in der Maske des Mannes wie durchweg in solchen Fällen stört, sowie sehr leidenschaftlich gehaltne Liebeslieder, daß auch hier die Ruhe dem Sturm abzurufen war. Ein sehr hübsches Gedenkblatt der Liebe aus der Zeit, „da einst die Post fuhr,“ wird besonders gefallen. Das patriotische Empfinden, auf das wohl schon der Name der Dichterin schließen läßt, sammelt sich besonders zu einer Vision am Kaisersarge im Dom zur „Idenzeit des März.“

Eine preußische Dichterin ganz besondrer Art stellen uns drei Berliner Schriftsteller, Herman Grimm, Erich Schmidt und Ernst von Wildenbruch, in dem poetischen Nachlaß der mit dem litterarischen Berlin durch ein Jahrhundert eng verwachsenen Frau von Olfers*) vor. Hedwig von Olfers war die Tochter eines der poetischen Bedrufer der Freiheitskriege, des Staatsrats F. A. von Stägemann. Sie war mit dem Jahrhundert geboren und einundneunzig Jahre alt geworden. Sie, die schon lebte, als das Berliner Pflaster am Gendarmenmarke durch Schillers Heldenstreich geweiht wurde, die schon mitempfindend die schmerzreiche preußische Königin in die Verbannung begleitet hatte, die Heinrich von Kleists Freundin und die „schöne Müllerin“ der Schubertschen „Müllerlieder“ gewesen war, sie wandelte noch zwanzig Jahre durch das Berlin des neuen Reichs, dieser wundersamen Erfüllung der mit ihrem Leben verwobnen Ideale. Ob nach allen Richtungen so mitlebend und mitgehend, wie die Nachrufe der genannten drei Vorredner versichern, erscheint nach dem durchgehenden Charakter und einzelnen durch alle Milde und Ruhe durchbrechenden Schattirungen der wenigen, meist Familien- und Freundschaftszwecken dienenden Gedichte zweifelhaft. Sie sind wirklich recht und herzlich „unmodern.“ Ein Mitglied der „Ibsengemeinde,“ der „freien Bühne“ ist diese Frau nicht gewesen, für deren Geniüsse hätte sie das „Verständnis“ und die „Reife“ niemals erlangt, und wenn sie auch nochmals hundert Jahre alt geworden wäre. Ehrwürdige Frau, die uns den Hauch großer Geister und reiner Menschen herüberträgt in die Tage des Kleinen und Gemeinen, da so wie niemals „das Knabenvolk Herr der Bahn ist!“ Sie blieb stark im Großen und im Rechten, in der Liebe zu all ihren Lieben, ihrem König, ihrem erlösenden Gotte, unbesorgt, daß diese Sinnesweise etwa allzu verbreitet und trivial werden möchte. Sie vermaß sich nicht und blähte sich nicht auf, wie dies Froschgeschlecht, das einem mit unendlichem, abscheulichem Gequacke heute den Kopf erfüllt. In ihrer schlichten Bescheidenheit wirkt sie groß, und ihre wenigen Laute erfreuen das Herz. Sie warf die Welt nicht prahlerisch weg, und gerade weil sie das Höhere suchte, verschönte sie mit liebendem, aufmerkendem Blick die Räume, in denen wir keine bleibende Statt haben. Mit frommem Schalksinn beichtet das Schlußwort:

*) Gedichte. Berlin, Herz, 1892.

Wollest mir, mein Gott, vergeben,
 Meiner irdisch schwachen Art,
 Daß, verliebt in dieses Leben,
 Ich geseiert Himmelfahrt.

„Treibe die Natur mit der Mistgabel aus, sie wird doch immer wiederkehren!“ So sagt jener alte Römer, und auch unsre dichtenden Frauen strafen ihn nicht Lügen. Dem Himmel sei Dank, die Frau bleibt Frau, auch wenn sie Stuart Mill und ähnliche männliche alte Jungfern gelesen hat, und weibliche Feldwebel ihr nun ihre neue Aufgabe in der Welt „vom ersten April dieses Jahres an“ noch so oft vorschmarren. Selbst eine verhältnismäßig so unwichtige Weltaufgabe, wie das Dichten, löst die Frau am besten, wenn sie Frau bleibt. Das wird der Kenner der Menschen und der Dichtung aus der Vergleichung unsrer Proben wohl leicht herausfinden. Daß die guten unter den hier zusammengestellten ausschließlich auf die ältere Generation weisen, stimmt freilich herab. Aber man sollte meinen, gerade bei jüngern Frauen brauchte man nicht allzu besorgt zu sein, daß sie nicht schließlich doch wieder darauf verfallen, was auch in der Dichtung „schön steht.“ Freilich die Mode ist ein Tyrann. Sie tragen Kutschertragen und dichten „modern“ für die freie Bühne. Das fällt unter denselben Gesichtspunkt. Manche giebt's doch, die nicht mitmachen, auch nicht mitdichten, weder „modern“ noch unmodern, weder schlecht noch gut. O, es giebt auch noch solche! Aber das ist alles nicht so wichtig, wie eben der Umstand, daß sie dichten, daß sie in unserm Jahrhundert gar so viel dichten!

Wie ernst die Frauen die Liebe nehmen! würde unser Politiker auch nach Besichtigung unsrer kleinen Galerie dichtender Frauen ausrufen. Vorausgesetzt, daß ihn die wichtige Frage, ob ihn Herr Faselmeier oder Herr Quatschhuber sichrer in den Hasen der irdischen Glückseligkeit bugsiere, Zeit für solchen Schnickschnack läßt. Nicht gleich von Schnickschnack reden, lieber Freund! Diese Frauen da nehmen etwas ernst, was historisch-philosophisch-juristisch-national-ökonomisch die allerwichtigste und ernsteste Sache ist, viel wichtiger und ernster als alle Theorien und Praktiken aller Herren Faselmeier und Quatschhuber zusammengenommen vom Anfang der Weltgeschichte bis auf unsre Herren Parlamentarier. Diese Frauen klammern sich an etwas und halten es krampfhaft fest, wovon die Welt nicht bloß gespeist, getränkt, gekleidet und — unterhalten wird, sondern was sogar verhindert, daß sie nicht jeden Augenblick in die Luft fliegt: ein Urfluidum, eine Zentralkraft, nenne es so modern, wie du willst, eine Wärmequelle, von der nicht zu befürchten ist, daß sie sich jemals aufbraucht, ein Grundkapital, das schwerlich durch übergroße Vermehrung oder Anhäufung in den Händen einzelner lästig zu fallen Gefahr läuft. Diese Frauen, lieber Freund, sind am Ende viel politischer als du. Nur weil heutzutage die Männer so viel Unfug treiben, dichten so viel Frauen. Denn wenn

die Männer heutzutage noch „dichten,“ so wird es gewöhnlich gar der allergreulichste Unfug. Mißverstehe mich nicht: ich verlange nicht, daß du nun sofort dichstest. Das sei ferne. Dein Talent in allen Ehren, denn zum Dichten hat ja jeder das Talent; doch damit wäre dem Unfug vorläufig nicht gesteuert. Nein, sieh dich bloß einmal ein bißchen um, statt immer die Nase über der Zeitung oder dem Stammtisch zu haben. Laß einmal deine Versammlungen, mit allem, was für deine ehrenwerte Leiblichkeit dabei in Aussicht steht, ein wenig beiseite und bekümmere dich ein wenig mehr um all den Schnickschnack, der in ungleichmäßigen Zeilen gedruckt wird und hinten so gespaßig gleich klingt. Überlege dir das Zeug einmal so nebenbei in einer überflüssigen Minute, deren ja auch du bei deiner kostbaren Zeit hast, und stecke nicht immer gleich die Importirte gedankenvoll ins Spundloch deiner politischen Beredsamkeit, wenn sie einmal versiegt. Berücksichtige das Zeug ein wenig, wenn du in dem Falle bist, eine Frau, einen Lehrling, einen simplen Arbeiter zu nehmen, oder da du, wie vorauszusetzen, Familienvater bist, wenn du aus Werkstatt, Komptoir und Bureau nach Hause zu Frau und Kindern kommst. Befürchte nicht, daß dein erhabnes Beispiel gleich allzu ansteckend wirken könnte. Versuche es rein für dich und laß es rein darauf ankommen, daß der und jener es auch versucht. Aber ernsthaft, andauernd, denn es handelt sich um eine ernste politische Thätigkeit! Ich sage dir, Freund, nur tausend wie du in jedem Wahlbezirk über alle Stände verbreitet, und es wird euch erträglicher gehen; ihr könnt eure Herren Quatschhuber und Faselmeier nach Hause schicken und euch selber wählen lassen. Dann werden auch die Frauen nicht mehr so viel dichten; was, wie bereits vorausgeschickt, sicherlich nicht gesund ist, weder für die Frauen, noch für die Männer, die doch immer der Frauen Kinder bleiben, noch, was doch schließlich auch in Frage kommt, für die Dichtung selbst.

München

K 3



Allerlei vom Reisen

(Schluß)



elches soll nun aber die Methode sein? Nun, wir denken, darüber wird man sich wohl einigen können. Als Grundsatz wird gewiß anerkannt werden, daß stufenweise vorgegangen werden müßte. Die Frage ist nur, welches die ersten, welches die letzten Stufen sein sollen. Soll man die großen, leichtverständlichen Eindrücke zuerst nehmen? dem Berner Oberlande den Schwarzwald